

Stizze von Marie Stahl.

„Ach — hm —“
Mollis räusperte sich noch einmal und zitierte alsdann ganz leise einige Strophen von „Kommt a Vogel geflogen“ vor sich hin.

Gänglich erlosch.
Vetter Friedrich ging an ihr vorüber, wie es schien ohne sie zu sehen.
Hat man je so etwas erlebt?
Nein, Ein solches Benehmen stand beispiellos da in Mollis' achtzehnjähriger Lebenserfahrung!

Sie, die in dem Rufe stand, sogar Knaben in Pumphörschen und alten Männern die Köpfe zu verdecken, die bereits einem Fabrikbesitzer mit zwoßtausend Mark Jahresrente einen regelrechten Stroh gegeben hatte und zur Zeit einige Leutnants und Referendare schmachten ließ, sollte auf diesen langen, jammervollen, grobbröhrigen Vetter Friedrich nicht den geringsten Eindruck machen?

Zierlich geschürzt, mit blendend weißer Küchenschürze, sah sie oben auf der Leiter, die nach dem Obstboden führte, ein Körbchen mit Äpfeln im Arm, gerade als er hier vorbei, wie üblich um die Mittagstunde, nach dem Kornspeicher gehen mußte.

Und er sah sie nicht einmal!
„Kommt man runter, Mollchen, weichte, wegen dem“ brauchst' dich auf'n Appelboden zu steigen!“ rief eine Stimme von unten herauf, und gleich darauf tauchte Arno, der Terzianer, auf den markanten Stiege empor, die nach den unteren Käumen des Wirtschaftsgebäudes führte.

Arno brante natürlich lichterloh für Kaufmännin Mollis, trotzdem er vier Jahre jünger war, als sie.
„Dummer Junge!“ gab sie ungnädig zurück, „was fällt Dir ein? Ich bin zu meinem eigenen Vergnügen hier auf den Boden gestiegen, um mir einige Äpfel zu holen.“

schulaulen lehren? Arno ist so wild dabei, er wirft mich immer hin?“
Und Friedrich mühte sich stundenlang mit ihr auf dem Esse.
Auch hier war sie etwas ungeschickt, er mußte sie sehr viel mit seinen starken Armen stützen, führen und oft auffangen, wenn sie schwankte.

Dabei lernte er sie von einer ganz neuen Seite kennen. Sie war gefügig und schmiegsam. Auch zeigte sie lebhaftige Bewunderung für seine Kraft und Gewandtheit, die sie wie etwas Phänomenales anstaunte.
Der gute Friedrich, der sich noch nie im Leben für etwas Besonderes gehalten, kam zum ersten Mal zu dem wohlthuenden Bewußtsein, daß er doch ein „forscher Kerl“ sei.

Arno hatte unterdessen Selbstmordgedanken und war nur nicht mit sich einig, auf welche Art man wirkungslos dramatisch und zugleich unangenehm aus dem Leben scheiden könne.
Friedrich wurde plötzlich merkwürdig nachdenklich und zerkürrt, obgleich er sich sein Leben lang nicht viel mit des Gedankens Blasse abgequält hatte und der pünlischste Mensch von der Welt war.

Nachdem er zweimal den Kornbodenschlüssel fiedeln ließ und einmal eine wichtige Bestellung an den Fleischer vergaß, der ein Stück Vieh abholen sollte, bemerkte er selbst, daß er sich in einem außergewöhnlichen Zustand befand.
Das Essen schmeckte ihm nicht, wie sonst, und er war merkwürdig reizbar, trotzdem er im Ganzen Nervös wie Stride hatte.

Fräulein Emma weinte bittere Tränen, weil er eines Abends ihre Prüfer lebern fand, und als Arno behauptete, Mollis sei eine hergelohe Klette, bekam er eine schallende Ohrfeige, die ihn so verblüffte, daß er die erste Befragung äußerte, Friedrich zeigte Symptome von Weistesörung und würde wohl nächstens ins Irrenhaus kommen.
Zum Glück kam es anders.

Arno's Geburtstag wurde mit einem großen Fest gefeiert, zu dessen Vorbereitungen Mollis schon vierzehn Tage vorher bei der guten Tante eingetroffen war unter dem Vorwand, „helfen“ zu wollen.
Die Hilfe bestand aber in der allerdings anerkannterwertigen Leistung, daß sie den Antel und die beiden Leitern angenehm beschäftigte und sich sehr von Tante Alwine verhälteln und pflegen ließ.

den Kronen und zieht den Duft der letzten Blätter ein. Dann blüht sie den schlanen, kraftvollen Burichen an und zeigt mit der Hand nach einem Ader.
„Niklas, meinst Du, daß mer das sämeide kann?“ — Das da, wo der Rohnstied drin is?“
Der Tagelöhner räusperte sich verlegen und antwortet mit einem kurzen: „Ich den!“

„Du hast mer im Alee so gut geholve, ich den!, Du hilfst mer auch jetzt wieder?“ — Was?“
Die warmen Worte machten ihn ganz zum Rinde.
„Ei ja, gewiß!“
Und er nahm seinen breiten Strohhut ab.

Aus dem Thal kam der Klang einer Morgenglocke. Er rief die Augen auf und das ganze Kornfeld kam ihm verändert vor, es hatte eine neue, glänzende Farbe.
„Wie schön doch!“ rief sie. — „Es steht gut!“ — Aber so ein Hof ist für ein Weibsmensch doch zu viel,“ sezte sie dann noch mit Nachdruck hinzu.
Und ihr vieltragender Blick streifte ihn.

„Ihr müßt Euch 'n Knecht nehmen“, Der Rohnstied da dürft' nett sein.“
„O mei, gewiß nett; aber die fremde Leut?“ Sie sezte tief, daß sich ihre volle Brust unter der Knopfschleife mächtig hob.
„Ich mein, Niklas, mein Seliger war Dir net gut gewese?“ — Warum nur?“
Er rief sich mit dem rauhen Kermel die kleinen Schweitstropfen von der Stirn und erwiderte dann kleinlaut: „Ach, das war also!“

„Wie dann?“
„Ein, zwei Schritte kam die Bäuerin mit dieser Frage näher auf ihn zu und stand nun dicht vor ihm, von strahlendem Gold überglänzt.“
„Lafst das doch!“ sagte er barsch.
„Niklas!“
„No, es war a so! — Heut' is Sonntag!“

Da wandte sich die Bäuerin mit ihm dem Dorfe zu und besprach noch dieses und jenes unterwegs.
Der Himmel wölbte sich am nächsten Morgen in mildem Blau und in wunderbaren Weisen mußigte es in den Lüften, im Grase, im leuchtenden Walde. In den Linden rauschte der Morgenwind. Das ganze Feld war lebendig und zwischen den goldenen Wehren stachen die roten Köpfe der Weiber und die weißhembdärmler der Männer malerisch hervor. Ueberall tauchten arbeitende Gruppen auf und nieder, die Samen hängen und die Säden blühten.

öffnete die Augen und sah tief, tief in die ihren.
„Wie ist?“ fragte sie jauchzend.
„O, besser.“ — Er trant nun. „Der Rohn aber, der rothe Rohn.“ — Er ärgert mich! — Ich wolte ihn fort haben bis Ihr kommt.“
„Und da hast Du Dich überhastet.“
Sie strich ihm über die Stirn. Dann sah sie in ihren Schooß und flammelte: „Weißt, mit dem Rohnstied das dürft' nett sei, nett? — D thätest 's nett leide, nett? — Niklas, wenn Du auf den Hallerhof kämst?“

Sie war feuerroth geworden.
„Ich bemiecht' mich nett!“ stieß er rauh hervor.
„So auch nett, Niklas —“
Da hatte er sie verstanden und brüdete einen langen Kuß auf ihre Lippen. Ringsum fluthender Glanz und vor ihm der rothe, flammende Rohn.
Cürkische Frauenarbeit.

Ueber die türkische Frauenwelt wird von jeher gern und häufig gesprochen. Die Vorstellungen, die sich mit ihr verknüpfen, sind so romantisch, und harem, seidene Schür, Dolch und schauerliche Exekutionen an den Gestaden des Bosphorus spielen darin die Hauptrolle. In jüngster Zeit ist noch ein anderes Element dazu gekommen, die Frauen-Emancipation, die sich freilich dort mehr in Fragen der Mode und der Bewegungsfreiheit als auf geistigem Gebiete abspielt. Doch hierüber ist an dieser Stelle oft genug und neuerdings berichtet worden, heute wollen wir von einer Klasse türkischer Frauen reden, von der nur wenig die Rede gewesen ist, die aber darum eben nicht zu den schlechtesten zählen.

Noch immer ist diesfach bei uns die Annahme verbreitet, daß die türkischen Frauen den ganzen Tag weite nichts vorhaben, als sich dem süßen Nichtsthun hinzugeben. Die große Anzahl der die Türkei besuchenden Fremden hat diese Ansicht verbreitet, und zwar jedenfalls in Unkenntnis der Sachlage, weil sie bei ihren Reisen nur auf die Frauen gutstirter Türken achteten. Unter diesen gehört allerdings zur Tagesordnung der Müßiggang, weil deren Männer es niemals zugeben würden, daß sie sich häuslich oder sonstwie nützlich bethätigen. Dies entspricht nach der dortigen Sitte auch nicht ihrer Würde, und die Bornehmtheit des Hauses könnte dadurch beim Volke nur eine gewaltige Einbuße erleiden.

Anders aber ist es in dieser Hinsicht bei den mittleren und unteren Klassen der türkischen Bevölkerung. Hier arbeitet die Frau so gut wie der Mann und ist demselben genau so wie bei uns die wirtschaftliche und sparsame Hausfrau. In den kleinen Städten und auf dem Lande, wo die Männer in Anzahl und Reichthum in Minderheit vertreten sind, muß die überwiegende Frauenzahl sogar tüchtig und ehrlich arbeiten. Der Türke selbst ist ein Feind jedweder Arbeit und zwingt sich zu dieser nur dann, wenn die größte Noth vorhanden ist. Das weibliche Element ist daher schon von klein auf an Arbeit gewöhnt; es ist deshalb fleißiger und ausdauernder als sein männlicher Widerpart.

Was nun die gewerbliche Arbeit der türkischen Frauen und Mädchen betrifft, so findet sie in der Puzmacherei, Stiderei, Teppichnupferei und in den verschiedenen Zweigen der Textilindustrie reichliche Verwendung. Die Arbeitszeit ist nach unseren Begriffen sehr lang und der Lohn sehr knapp. Allerdings ist die türkische Frau mit Ausnahme ihrer sprichwörtlich gewordenen Puzfuchst anspruchslos und bescheiden, da sie nur einen engen Gesichtskreis hat und fast gar keine Vergnügungen kennt. Unter diesen Umständen kann man verstehen, daß diese Frauen mit einem durchschnittlichen Tagesverdienste von 2—4 Piaßtern (den Piaßter zu 17 Pf. nach deutschem Gelde gerechnet) auskommen.

theil, als sie das Färben der Wolle besorgen und die zur Verwendung kommenden Stoffe vorher zurichten. Die Teppichnupferei wird aber im Verhältniß zur Stiderei geringer beachtet. Es giebt Arbeitstätten, die für 5000 geschlungene Knoten nicht mehr als 1½ bis 2 Piaßter zahlen. Die gewöhnliche Arbeiterin verdient durchschnittlich 2 Piaßter und die bessere, geübtere 5 Piaßter pro Tag.
Sowohl in der Türkei, wie auch in Kleinasien werden die Frauen auch bei der Seidenproduktion beschäftigt. Sie besorgen das Abhaspeln der Coconen und verdienen täglich durchschnittlich 2 bis 5 Piaßter.
Fabrikarbeiterinnen nach unserem Begriffen giebt es in der Türkei fast nicht. Nur die Tabakregie der osmanischen Fabriten beschäftigt viele Frauen und Mädchen; so sind z. B. in der Fabrik am Goldenen Horn allein über 1000 thätig. Ihr durchschnittlicher Tageslohn schwankt zwischen 2 und 4 Piaßtern.

In den Verkaufsläden kennt man keine Verkäuferinnen und in den Gastwirthschaften keine Kellnerinnen. Auch Köchinnen giebt es wenige, weil diese Beschäftigung, wie auch das Plätten, vielfach von Männern ausgeübt wird.
Das Streben nach einem höheren Berufe ist den türkischen Frauen vollständig unbekannt, das Lehrfach ausgenommen. So lange die Industrie im Reiche keine allgemeine Verbreitung gefunden hat, wird natürlich auch die eigentliche Frauenbewegung daselbst nicht Fuß fassen können. H. R.

Identität.

Pariser Humoreske von Kanrof.

Ein wohlgekleideter Herr, der trotz seiner graumelierten Haare einen recht netten Eindruck macht, tritt in das Polizeibureau. Seine offene Physiognomie, seine erkaunten und fröhlichen, blauen Augen deuten sofort darauf hin, daß er keine blutigen Enthüllungen zu machen, keine verzweifelte oder zornige Anzeige zu erstatten hat. Er wendet sich mit fast leiser Stimme an einen Wachmeister, der ihm antwortet:
„Der Herr Leutnant ist augenblicklich mit einer dringenden Diebstahlsangelegenheit beschäftigt, doch wenn Sie den Sekretär sprechen wollen.“

Der Herr nimmt mit Freuden den Vorschlag an, diesem Beamten gegenüber gestellt zu werden, und folgt dem Wachmeister. Dabei machte er eine Bewegung, als wenn er sagen wollte:
„O, bei meiner Angelegenheit genügt das vollkommen.“
Er tritt in das Bureau des Sekretärs und wendet sich mit liebenswürdigem Lächeln dem Tische zu, an dem dieser schreibt.
Doch der Sekretär scheucht ihn mit einem trockenen: „Sehen Sie sich!“ zurück, und der Herr fällt auf einen Stuhl neben der Thür, während das freundliche Lächeln mit blitzartiger Schnelligkeit von seinem Gesicht verschwindet.

Der Sekretär ist gerade dabei, ein Protokoll zu kalligraphiren; dabei zieht er die Augenbrauen in die Höhe, wie ein Mann, der eine ungeheuer wichtige Arbeit erledigt oder sich über die Orthographie gewisser Worte nicht klar ist. Von Zeit zu Zeit wendet er sich an einen gräßlichen Strolch, der von zwei Polizisten eingeharrmt wird, mit denen er eine Ramingarnitur zu bilden scheint, wie ein Aßbacher zwischen zwei Kanndelabern. „Wie heißen Sie?“
Der Gefragte (mit demachen trauernder Stimme, daß man sich verucht fühlt, ihm etwas Del in den Mund zu schmierzen): „Jules — Alphonse — Plumart, genannt das Sumpshuhn, Herr Präsident!“

Der Sekretär (schreibend): „Und ist die Verhaftung des pp. Jules-Alphonse-Plumart, genannt das Sumpshuhn, auf Grund seiner Aussagen erfolgt. (Zu den Polizisten): Es ist gut, Sie können ihn wegbringen.“
Die Polizisten gehen mit dem interessanten Mitbürger ab, der dem an der Thür stehenden Herrn ein lebenswürdiges Lächeln zuwirft, das nur kühl erwidert wird.
Der Sekretär (zu dem Herrn, indem er ihn mit einem Blide ansieht, als wenn er seine Züge mit den letzten Morderganglements verglichen wollte): „So, jetzt können Sie Ihre Aussage abgeben.“
Der Herr (trotz seines reinen Gemüthsens etwas unangenehm berührt): „Mein Gott, mein Herr, es handelt sich um eine sehr einfache Sache (zieht Paßpiziere aus der Tasche), eine Unterschrift, eine einfache Unterschrift, die bestätigt werden soll.“

Namen zu geben; ich war damals noch ganz klein... Aber wenn Sie jetzt die Güte und die Freundlichkeit haben wollten, mir meine Unterschrift zu bestätigen...“
Der Sekretär (die Unterschrift mit augenscheinlichem Mißtrauen betrachtend): „Das ist Ihre Unterschrift?“
Der Herr (eifrig): „Wünschen Sie, daß ich sie vielleicht noch einmal in Ihrem Beisein niederichreibe?“
Der Sekretär: „Wozu denn?“
Der Herr: „Nun, damit Sie sie vergleichen und auch sicher sind, daß es meine Handschrift ist.“

Der Sekretär (ironisch): „Das ist auch ein Beweis! Als wenn es so schwer wäre, eine Unterschrift nachzumachen.“
Der Herr (verdußt): „Erlauben Sie mal!“
Der Sekretär (feierlich): „Gott sei Dank verlangt das Gesetz andere Formalitäten, und Sie müssen vor allen Dingen Ihre Identität nachweisen: wo sind Ihre Zeugen?“
Der Herr (mit einer Bewegung, als wenn er dem Sekretär sagen wollte: „Seien Sie unbeforgt, ich habe Alles vorhergesehen.“ — Dabei zieht er mehrere Couverts aus der Tasche, die er wohlgefällig auf dem Bureau ausbreitet): „Hier, mein Herr, sind mehrere auf meinen Namen lautende Couverts.“
Der Sekretär (ohne auch nur hinzu-sehen): „Na, und weiter?“
Der Herr (verdußt): „Ich glaube doch...“

Der Sekretär: „Das ist wohl sehr schwer, sich Briefe an eine angebliche Adresse schicken zu lassen, wenn man sich mit dem Portier verständigt?“
Der Herr (im Gefühl seiner Unschuld): „Aber Sie können sich doch leicht überzeugen, daß ich bei der angegebenen Adresse auch wohne.“
Der Sekretär (groß): „Halten Sie die Polizei vielleicht für ein Auskunftsbureau?“
Der Herr (ängstlich): „Ich wolte sagen, Sie brauchen mich nur von einem Mantel nach Hause begleiten zu lassen.“

Der Sekretär (außer sich): „Jetzt soll ich Ihnen auch noch meine Beamten zur Verfügung stellen! Die Polizei ist ja auch nur für Sie da, sie ist nur für Sie geschaffen. Ausschließlich, um Sie nach Hause zu begleiten und für Sie Befragungen zu machen!“
Der Herr (vollständig verdußt): „Wollte ich Sie es vor, sich selbst zu überzeugen.“
Der Sekretär (aufspringend): „Ich? Ich? Sie verlangen, daß ich mich auch noch in Untofen stürzen soll? Warum nicht gleich der Herr Kommissär oder der Herr Präfeld, sagen Sie es nur!“

Der Herr (klugerweise einen anderen Ton anschlagend): „Lebtigens habe ich noch andere Beweismittel. Hier ist mein Tauschein, meine Steuerquittung.“
Der Sekretär (die Beweismittel mit einer Bewegung entrückter Ungeduld zurückstoßend): „Was soll ich denn damit anfangen?“
Der Herr (verdußt): „Na, das sind doch offizielle Dokumente.“
Der Sekretär: „Nun, was weiter? Die kann man doch gefunden oder gestohlen haben.“
Der Herr (entrüstet): „Gestohlen, gestohlen? Sie behandeln mich als Dieb?“

Der Sekretär: „Nein, aber ich kenne Sie doch nicht; ich habe Sie nie gesehen.“
Der Herr: „Aber wenn ich doch meine Identität beweise...“
Der Sekretär (brüllend): „Sie beweisen mir gar nichts — wo sind Ihre Zeugen?“
Der Herr (zieht nach längerem Besinnen aus seiner Brusttasche eine gestempelte Photographie hervor): „Na, diesmal werden Sie mir wohl glauben: hier ist eine Abonnementkarte auf die Stadtbahn; es ist meine Photographie dabei...“
Der Sekretär (unerschütterlich): „Na, was beweist das?“
Der Herr (verdußt): „Was das beweist?“
Der Sekretär: „Ist im Befehl von Stadtbahn = Abonnementarten die Rede?“
Der Herr (schüchtern): „Es gab ja damals noch keine Stadtbahn.“
Der Sekretär (triumphirend): „Na, sehen Sie wohl! (salbungsvoll:) Das Gesetz schreibt vor: In Gegenwart zweier für die Identität bürgender Zeugen — holen Sie also zwei Zeugen!“